

2. Auto/Biografisches self-fashioning

»Mein Leben?!: ist kein Kontinuum! (nicht bloß durch Tag und Nacht in weiß und schwarze Stücke zerbrochen! Denn auch am Tage ist bei mir der ein Anderer, der zur Bahn geht; im Amt sitzt; büchert; durch Haine stelzt; begattet; schwatzt; schreibt; Tausendsdenker; auseinanderfallender Fächer; der rennt; raucht; kotet; radiohört; »Herr Landrat« sagt: that's me!): ein Tablett voll glitzernder snapshots.«¹

2.1 Karte und Gebiet

Am 9. Januar 1970 hielt Gregory Bateson die 19. »Korzybski Memorial Lecture« mit dem Titel »Form, Substance, and Difference«.² Bateson formulierte, ausgehend von Alfred Korzybskis bekanntem Diktum: »The map is not the territory«, Gedanken zu den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis. Mit der Frage danach, was eigentlich das Gebiet sei, verwies Bateson bei seinen epistemologischen Überlegungen auf die Rolle des Beobachters:

But what is the territory? Operationally, somebody went out with a retina or a measuring stick and made representations which were then put upon paper. What is on the paper map is a representation of the man who made the map; and as you push the question back, what you find is an infinite regress, an infinite series of maps. The territory never gets in at all. The territory is *Ding an sich* and you can't do anything with it. Always the process of representation

1 Schmidt, Arno: Aus dem Leben eines Fauns, Frankfurt a.M. 1982, S. 9f.

2 Vgl. Bateson, Gregory: Form, Substance, and Difference [1970], in: ders.: Steps to an Ecology of Mind. Collected Essays in Anthropology, Psychiatry, Evolution, and Epistemology, Chicago/London 2000 [1972], S. 454-471.

will filter it out so that the mental world is only maps of maps of maps, ad infinitum. All ›phenomena‹ are literally ›appearances‹.³

Was Bateson hier benannte, ist die Einsicht, dass der Beobachter Teil des Beobachteten ist. Das Gebiet als solches ist nicht ohne einen Beobachter erkennbar. Dieser erkenntnistheoretische Ausgangspunkt ist auch für die Auto/Biografien relevant, sowohl biografische wie autobiografische Schriften können als eine bestimmte Form von Beobachtung verstanden werden. Worum geht es? Auf der einen Seite haben Auto/Biografien den Anspruch, ein reales Leben zu beschreiben, auf der anderen Seite existiert die dazu passende Vorstellung der Leser, dass Erstere jene Leben abbilden. Der Biograf rekonstruiert aus »zahlreichen Splintern die Einheit *eines* Lebens, in der Form einer Biographie, die einer erprobten Vorstellung vom Individuum im Sinne psychischer und chronologischer Konsistenz korrespondiert und sie erhärtet, eine Einheit, die auch Brüche überspringt.«⁴ Und bei allen Unterschieden: Auch für Autobiografien gilt ein ähnliches Prinzip. Zwar stellt sich insbesondere das Verhältnis von Identität und Erinnerung als äußerst komplex dar, dennoch versteht sich ein Autobiograf in aller Regel als die gleiche Person, über die er eben in seinem Text schreibt.⁵ Autor, Erzähler und Protagonist sind für ihn selbst wie für die Leser identisch. Auto/Biografische Texte beanspruchen in diesem Sinne einen Wirklichkeitsbezug, die im Text beschriebene Person verweist auf eine Person, die es in der Realität gibt bzw. gab. Mehr noch, auto/biografische Texte sind geradezu auf die Behauptung dieses Wirklichkeitsbezugs angewiesen, um als ein solcher Text überhaupt anerkannt zu werden.⁶ Dieses stillschweigende Einverständnis zwischen Leser und Auto/Biograf wird erst dann erkennbar, wenn das Zusammenspiel der gegenseitigen Erwartungen zu stark irritiert bzw. strapaziert wird.⁷ Dass weder eine Autobiografie noch eine Biografie ein Leben vollständig abbilden kann, würde heute niemand bestreiten.

3 Ebd., S. 460f.

4 Etzemüller: Biographien, S. 171.

5 Vgl. Depkat, Volker: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft 29, Heft 3 (2003), S. 441-476.

6 Der von Philippe Lejeune beschriebene »autobiografische Pakt« thematisiert diese Vorstellungen. Vgl. Etzemüller: Biographien, S. 128f. Dieser Begriff lässt sich ebenso zum »biografischen Pakt« verallgemeinern. Vgl. ders.: Das biographische Paradox – oder: wann hört eine Biographie auf, eine Biographie zu sein?, in: Non Fiktion 8, Heft 1 (2013), S. 89-103, S. 94.

7 Vgl. ebd. Dieses Prinzip lässt sich auch auf andere biografische Darstellungsformen, etwa filmische, übertragen. André Siegers' Film »Souvenir« über den SPD-Politiker »Al-

Es bleiben notwendigerweise Lücken bestehen, weil die Dokumentation in keinem Falle vollständig sein kann. Aber kann ein Leben überhaupt auto/biografisch abgebildet werden? Was wird überhaupt abgebildet? Oder, um im Bild von Batesons eingangs zitiertem Beispiel zu bleiben, was ist eigentlich das Gebiet, das kartografiert wird? Es ist nicht ohne den Beobachter erkennbar. Dieses Problem haben u.a. im Anschluss an Bateson, konstruktivistische Beobachtertheorien, insbesondere die Niklas Luhmanns, weiter ausformuliert.⁸ Das Gebiet ist zunächst *unmarked space*, im Sinne Spencer-Browns, und erst durch den Beobachter werden Unterscheidungen getroffen, wird also erkannt.⁹ Eine objektive Realität ist als solche nicht erkennbar, sondern die Wirklichkeit wird »errechnet«, d.h., der Beobachter konstruiert sie erst.¹⁰ Die Selbstreferenzialität des Beobachters ist dabei entscheidend. Die »wirkliche Welt« ist uns nur in Form unserer kognitiven Welt zugänglich, als kognitiv-soziale Konstruktion der Wirklichkeit.¹¹ Es gibt also keine Beobachtungen ohne einen Beobachter, Wahrnehmungen (und dazu gehören auch Erinnerungen)

fred D.« etwa ist ein gelungenes Beispiel für ein biografisches Verwirrspiel zwischen Fakt und Fiktion. Vgl. *Souvenir, Deutschland 2014*, Regie: André Siegers, 85 Min.

- 8 Vgl. Luhmann, Niklas: *Erkenntnis als Konstruktion*, Bern 1988. Fritz B. Simon wies im Nachwort zur deutschen Ausgabe von Jürgen Rueschs und Gregory Batesons »Kommunikation. Die soziale Matrix der Psychiatrie« darauf hin, dass entscheidende Ideen, etwa zu der Rolle des Beobachters in der »Kybernetik zweiter Ordnung«, welche später zu dem Abschied von der Vorstellung einer objektivierbaren Wahrheit im »radikalen Konstruktivismus« führten, bereits bei Ruesch und Bateson zu finden seien. Vgl. Simon, Fritz B.: Nachwort zur deutschen Ausgabe, in: Ruesch, Jürgen/Bateson Gregory: *Kommunikation. Die soziale Matrix der Psychiatrie*, Heidelberg 1995 [1951], S. 315-318, hier S. 315.
- 9 Vgl. Spencer-Brown, George: *Gesetze der Form*, Lübeck 1997 [1969], S. xxxv.
- 10 Vgl. Foerster, Heinz von: *Das Konstruieren einer Wirklichkeit*, in: Watzlawick, Paul (Hg.): *Die erfundene Wirklichkeit*, München 1997, S. 39-60; Glasersfeld, Ernst von: *Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs Objektivität*, in: Gumin, Heinz/Meyer, Heinrich (Hg.): *Einführung in den Konstruktivismus*, München 1992, S. 9-39. Zur Problematisierung von Luhmanns Beobachterbegriff und dessen Rezeption Batesons und von Foersters vgl. Lutterer, Wolfram: *Die Ordnung des Beobachters: die Luhmannsche Systemtheorie aus der Perspektive systemischer Theorie*, in: *Sociologia Internationalis* 40, Heft 1 (2002), S. 5-33.
- 11 Zur Bedeutung des radikalen Konstruktivismus für die Geschichtswissenschaft vgl. die Beiträge von Siegfried J. Schmidt und Gebhard Rusch: Schmidt, Siegfried J.: *Geschichte beobachten. Geschichte und Geschichtswissenschaft aus konstruktivistischer Sicht*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8, Heft 1 (1997), S. 19-44; Rusch, Gebhard: *Konstruktivismus und die Tradition der Historik*, in: ebd., S. 45-75.

sind »datengestützte Erfindungen«.¹² Hans-Jürgen Goertz schrieb dazu: »Das Ergebnis des Erkenntnisprozesses ist nicht die möglichst genaue Abbildung, sondern eine Konstruktion der Wirklichkeit, so wie sie sich in unserer Erfahrung mit Hilfe der uns zur Verfügung stehenden Lern- und Erkenntnismittel darstellt.«¹³

Dementsprechend lässt sich auch ein menschliches Leben nicht einfach auto/biografisch abbilden, auch nicht das eigene. Und ein Biograf anderer beobachtet das, was ihm als Repräsentation eines Lebens zur Verfügung steht.¹⁴ Er ist Beobachter zweiter Ordnung, d.h. er beobachtet Beobachtungen. Das Leben eines Menschen tritt ihm immer nur in Ausschnitten, in Fragmenten entgegen: in Briefen, Tagebucheinträgen und Notizen, in Interviews und Berichten, auf Fotografien, Tonband- und Filmaufnahmen usw. – und je weiter wir uns der Gegenwart nähern: in den Spuren des World Wide Web, als digitale Daten auf Festplatten, in Clouds oder auf sonstigen Datenträgern. Und selbst der unmittelbare persönliche Kontakt, das Gespräch mit einer Person – auch wenn dieses größere Nähe oder gar Intimität suggerieren mag und somit vermeintliche Authentizität verheißt –, ist letztendlich den gleichen grundsätzlichen Bedingungen der Wahrnehmung unterworfen.¹⁵ Der Beobachter trifft Unterscheidungen, d.h., er wählt aus dem vorhandenen Material aus, fügt es dann zusammen zu einem Text, der einem bewährten auto/biografischen Muster entspricht, und lässt so ein kohärent erscheinendes »Leben« entstehen.¹⁶ Zwar mag er sich an die objektiven Daten (s)eines Lebenslaufs halten, aber es bleiben Repräsentationen. Die Differenz zwischen Biografie und Lebenslauf hat Alois Hahn beschrieben. Demnach ist der Lebenslauf ein Insgesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. Er könne darüber hinaus auch sozial institutiona-

12 Singer, Wolf: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft: Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 28.9.2000, S. 10.

13 Goertz, Hans-Jürgen: Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität, Stuttgart 2001, S. 87.

14 Die Vorstellung, ein Leben ließe sich abbilden, zeigt sich mitunter an den Untertiteln von Biografien, welche die Bildmetapher aufgreifen, wie etwa »Ein Porträt«, »Ein Lebensbild« usw.

15 Vgl. dazu auch Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen.

16 Bisher haben sich nonlineare Darstellungs- bzw. Erzählformen, wie sie insbesondere digitale Medien ermöglichen, noch nicht hinreichend bewährt, um konventionellen biografischen Formen Konkurrenz zu bieten, geschweige denn sie abzulösen.

liert sein (indem z.B. bestimmte Karrieremuster oder Positionssequenzen normiert werden). Die Biografie hingegen mache für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema. Biografien würden immer selektive Vergegenwärtigungen darstellen und Zusammenhänge stiften, die es so vorher gar nicht haben können. Der Lebenslauf selbst sei nur über die Fiktion biografischer Repräsentation als Wirklichkeit zugänglich.¹⁷ Um ein weiteres Mal das Bild Korzybskis zu bemühen: So wie die Karte nicht das Gebiet ist, ist auto/biografische Beschreibung nicht das Leben, sondern eine Repräsentation dessen, eine spezifische Form von Beobachtung.

Dies lenkt den Blick auf die Frage nach deren Entstehungsbedingungen. Denn wie Karten werden auch auto/biografische Beschreibungen nach bestimmten Mustern konzipiert. Je nach Genre, Land und Disziplin haben sich unterschiedliche Traditionen entwickelt, bestimmte Darstellungsformen bewahrt und entsprechende Erwartungen etabliert.¹⁸ Zusammen sind sie so maßgebend, dass sie vielen (Lesern und Schreibern) als selbstverständlich erscheinen und daher selten reflektiert werden. Das gilt insbesondere für das typische auto/biografische Narrativ, welches immer eine narrative Kohärenz herstellt. Das Leben einer oder mehrerer Personen wird als eine fortlaufende Geschichte erzählt, üblicherweise in Kapitel unterteilte Sequenzen, die sich aber (sinnvoll) aufeinander beziehen und in aller Regel in chronologischer Reihenfolge stehen. Hinzu kommt, dass ein auto/biografischer Beobachter, genau wie die beobachteten Subjekte, selbst durch internale und externale Dispositionen geprägt ist, die nicht nur beeinflussen, wie er die Welt wahrnimmt, sondern sich in entsprechenden Praktiken (etwa der des Schreibens) überhaupt erst zeigen.¹⁹ Auch die Auto/Biografie des Beobachters ist also entscheidend.²⁰ Je nachdem, welches Verständnis von Auto/Biografie je-

17 Vgl. Hahn, Alois: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie, Frankfurt a.M. 2000, S. 101.

18 Vgl. dazu die Beiträge in Klein, Christian (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar 2009, insbesondere Kap. V. bis VII.

19 Vgl. Alkemeyer, Thomas: Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik, in: ders./Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hg.): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld 2013, S. 33–68, dort zu den Dispositionen S. 52f.

20 Vgl. Reckwitz, Andreas: Subjekt, Bielefeld 2008; Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1987; Kraus, Beate/Gebauer, Gunter: Habitus, Bielefeld 2010. Liz Stanley schrieb: »[T]he biographer« is a socially-located person, one who is sexed, raced, classed, aged, to mention no more,

mand mitbringt, welchen entsprechenden Modellen man (bewusst oder unbewusst) folgt, welche Darstellungsformen bevorzugt, welche Leser imaginiert und adressiert werden und, vor allem, welche Intentionen (oder anders formuliert: welches Interesse) jemand hat, fallen auto/biografische Beschreibungen entsprechend unterschiedlich aus – um nur einige Faktoren beispielhaft zu benennen.²¹ Der Auto/Biograf ist immer Teil des Beobachteten, unabhängig davon ob er diesen Umstand reflektiert oder nicht.²²

Mead und Bateson haben nun, in unterschiedlicher Weise, die auto/biografischen Karten für ihre Leben vorgezeichnet. Und im Falle von Mead sind die beiden Ebenen Karte und Gebiet außerdem deutlich enger miteinander verwoben. Mead und Bateson waren zwar beide bekannte Wissenschaftler,

and so every bit as much as an autobiographer is. And once we accept that ideas are not unique but socially produced even if individually expressed by members of particular social, cultural and political milieux, then we can also extrapolate this to the ideas and interpretations produced by the biographer: *any* biographer's view is a socially located and necessarily partial one.« Stanley, Liz: *The Auto/biographical I. The Theory and Practice of Feminist Auto/biography*, Manchester 1995, S. 7. Volker Depkat sprach diesbezüglich vom »autobiographical seat of biography« (Wortbeitrag auf der Konferenz »Auto/biographies in American History«, Annual Meeting of the Historians in the German Association of American Studies 2016, 5. bis 7. Februar 2016, Akademie für politische Bildung Tutzing).

- 21 Es ließen sich weitere anführen. Eine wichtige Rolle aber spielt die jeweilige fachliche Akzeptanz von Auto/Biografien innerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen. Das Verhältnis der Geisteswissenschaften zu Biografien, und insbesondere das der Geschichtswissenschaft, war und ist wechselhaft. Vgl. Klein, Christian: Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme, in: ders. (Hg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart 2002, S. 1–22. Für die Geschichtswissenschaften vgl. den Beitrag von Ulrich Raulff im selben Band, Raulff, Ulrich: *Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft*, in: ebd., S. 55–68; Schaser, Angelika: *Bedeutende Männer und wahre Frauen. Biographien in der Geschichtswissenschaft*, in: *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung*, Band 6, *Biographisches Erzählen* (2001), S. 137–152; Etzemüller: *Biographien*.
- 22 Für diese Arbeit gilt aber auch das, was Rudolf Ardeli in der Einleitung zu seiner Studie über Friedrich Adler bemerkte, dass nämlich biografisches Arbeiten immer auch für den Autor eine sehr persönliche Begegnung sei, die sowohl negative wie positive Affekte in unterschiedlichem Maß und zu unterschiedlichen Anlässen während der Arbeit sichtbar werden lassen. Vgl. Ardeli, Rudolf G.: *Friedrich Adler. Probleme einer Persönlichkeitsentwicklung um die Jahrhundertwende*, Wien 1984, S. 13.

aber Mead gehörte zu den berühmtesten ihrer Zeit und darüber hinaus. Es erscheinen immer noch zahlreiche historische und biografische Arbeiten, wissenschaftliche wie populärwissenschaftliche. Zu Jubiläen wird an sie erinnert und insgesamt ist sie im Vergleich zu Bateson für die amerikanische Öffentlichkeit sehr präsent. Sie ist fester Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses der USA. Schon zu Lebzeiten war sie über lange Jahre eine so prominente Figur, dass die Rezeption gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unvergleichliche Dynamiken entfaltete. Mead ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die bekannteste Anthropologin überhaupt, unabhängig vom Geschlecht.²³ Aber auch schon während ihrer drei Ehen zwischen 1923 und 1950 überschattete sie diesbezüglich ihre Ehemänner. Das lag nicht zuletzt daran, dass sie über ein spezifisches auto/biografisches Bewusstsein verfügte und entsprechend selbstbewusst – im umfänglichen Wortsinne – handelte. Ein illustratives Beispiel: 1937 schrieb Mead ihrer Mutter aus Bali, wo sie gerade mit Bateson in dem Dorf Bayung Gede anthropologische Feldforschung betrieb, sie möge bitte danach schauen, in welchen Magazinen, Zeitschriften, biografischen Lexika und *mailing lists* ihr Name offiziell gelistet sei, und gegebenenfalls entsprechende Änderungen veranlassen: »Who's Who will want the Date of my second [sic] marriage I think which is March 13, 1936, in Singapore, to Gregory Bateson, of Cambridge, England. Don't put my marriage in unless necessary, but get my old marriage out, that's the main thing.«²⁴ Mead führte immer ihren eigenen Nachnamen und war in der Öffentlichkeit nicht auf ihre Ehemänner angewiesen.²⁵ Sie inszenierte nicht ihre Ehen, sondern sich selbst.

Mead und Bateson hatten unterschiedliche Zugänge zur Öffentlichkeit, ihre Themen, ihr Habitus sowie ihr Auftreten insgesamt beeinflussten, wie

23 Vgl. Lutkehaus: Margaret Mead.

24 Mead an Emily Fogg-Mead, 4. Februar 1937, Margaret Mead papers and South Pacific Ethnographic Archives, 1838-1996, Manuscript Division, Library of Congress, Washington, D.C. [im Folgenden: Mead Papers], Box N5/Folder 5 [im Folgenden: N5/5].

25 Es schien eher so, dass zumindest Bateson von ihrem Bekanntheitsgrad hätte profitieren können, wenn man der Einschätzung von Ruth Benedict glauben darf. Als 1936 die mögliche Nachfolge von Franz Boas' Professur an der Columbia University diskutiert wurde, brachte Benedict nicht etwa sich selbst (sie war Boas' Schülerin und Assistentin) oder Mead ins Spiel, sondern Bateson: »After it's been publicly announced that you and Gregory are married, it might be perfectly possible to put Gregory forward as the strongest candidate.« Ruth F. Benedict an Mead, 14. März 1936, Mead Papers, B1/5.

sie jeweils rezipiert wurden und immer noch werden. Aber in den Punkten Feinabstimmung des biografischen Bildes, geschickte Selbstinszenierung und taktisches Planen erscheint es eher so, dass Bateson im Vergleich zu Mead einfach nicht besonders daran interessiert war. In den 1970er Jahren, als Mead nicht mehr »nur« *public intellectual*, sondern längst zu einer Celebrity avanciert war, erlangte Bateson zwar größere Aufmerksamkeit, aber er zählte dennoch zu den akademischen Außenseitern und fühlte sich oft missverstanden.²⁶ David Lipset überschrieb den zweiten Teil seiner Biografie über Bateson mit: »The Invisible Scientist 1922-1980«. Mehrere Verleger lehnten Mitte der 1970er Jahre sogar ein Manuskript Lipsets einer Biografie mit dem Hinweis auf Batesons relative Unbekanntheit ab.²⁷ Es ist schwer vorstellbar, dass ein solches Argument mit Blick auf Mead hätte angeführt werden können. Während sie zeitweise mit ausgeklügelten, teilweise ungewöhnlichen und vor allem sehr aufwendigen Publikationsstrategien²⁸ sowohl das Fachpublikum wie auch eine allgemeine Leserschaft bediente, erschienen Batesons Publikationsstrategien eher kontingent – wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen kann. Von den etwa 230 publizierten Titeln sind die allermeisten Aufsätze.²⁹ Und sein heute bekanntestes Buch, »Steps to an Ecology of Mind« von 1972, ist – fast bezeichnend – eine Aufsatzsammlung. Zwischen 1927 und 1930 führte Bateson ethnografische Feldforschungen in Neuguinea durch. Er verbrachte zehn Monate bei den Baining, fünf bei den Sulka und sechs bei den Iatmul.³⁰ Von seinen ersten beiden Stationen publizierte er außer einem kurzen Bericht nichts.³¹ Seine Feldforschung bei den Iatmul hingegen verarbeitete er zu einem längeren Aufsatz und reiste zwischen 1932 und 1934 erneut für 15 Monate dorthin, der Aufenthalt, bei dem er schließlich Mead kennen lernte.³² Ihr erster Feldforschungsaufenthalt auf Samoa mündete 1928 in einer Monografie, die zu einem Bestseller wurde und noch heute verlegt wird. Bateson verwendete zwar gelegentlich Berufsbezeichnungen wie *ethnologist*, allerdings nur, um sich für entsprechende Positionen und Projekte zu empfehlen. Er ließ sich einfach nicht auf eine Bezeichnung festlegen, zu unterschiedlich waren

26 Vgl. Lipset: Gregory Bateson. The Legacy, S. 297.

27 Vgl. John Brockman an Mead, 5. Februar 1974, Mead Papers, D35/31.

28 Vgl. dazu Neidhöfer: Popularität und Prestige, S. 95ff.

29 Vgl. Lutterer: Auf den Spuren ökologischen Bewusstseins, S. 3.

30 Vgl. Lutterer: Auf den Spuren ökologischen Bewusstseins, S. 18.

31 Vgl. Bateson, Gregory: Further Notes on a Snake Dance of the Baining, in: Oceania, Vol. 2, No. 3 (Mar. 1932), S. 334-341.

32 Vgl. Lutterer: Auf den Spuren ökologischen Bewusstseins, S. 18.

seine Forschungsfelder. Biologe, Anthropologe, Sozialwissenschaftler, Kommunikationstheoretiker, Kybernetiker, Philosoph – biografische Erwähnungen kommen in der Regel nicht mit einer Bezeichnung aus. Während Mead ihre gesamte Karriere hindurch unter dem Label *anthropologist* firmierte, befand sich Bateson zwischen den Disziplinen.³³ Mead erlangte zwar nie eine feste Professur, war aber seit 1926 als *assistant curator* am American Museum of Natural History fest angestellt und behielt diese Position ihr Leben lang. Bateson hatte ebenfalls nie eine feste Professur, wenngleich er Mitte der 1930er Jahre mit einer an seiner Alma Mater in Cambridge liebäugelte.³⁴ Er führte ein »vagabundierendes Wissenschaftlerleben«³⁵ – fast ein Euphemismus. Wenn man den Idealverlauf einer wissenschaftlichen Karriere mit dem Ziel einer Professur auf Lebenszeit zu Grunde legt, lesen sich seine wissenschaftlichen Stationen diesbezüglich wie ein Alptraum: befristete Anstellungen, Stipendien, Teilzeitdozenturen, Gastprofessuren, Phasen ohne echtes Einkommen und immer wieder unterschiedlich finanzierte Projekte. Er schien sich alles andere als taktisch in Hinblick auf die Planung einer akademischen Karriere klassischen Zuschnitts zu verhalten, im Gegenteil. 1964 lehnte er sogar eine Professur in Edinburgh (Bateson ist zu diesem Zeitpunkt 60) ab und bevorzugt stattdessen eine fünfjährige Projektunterstützung des National Institute of Mental Health, den sog. *Career Development Award* (!) – ein strukturierter Karriereplan sieht anders aus.³⁶ Wenn es so etwas wie einen roten Faden in Batesons Biografie gibt, ist dieser sicherlich nicht in seinen beruflichen Stationen im Lebenslauf zu finden, sondern eher in seinen Denkbewegungen. Hinzu kommt, dass er nicht von einer Disziplin aus dachte und zwischen sehr unterschiedlichen Zugängen wechselte. Wolfram Lutterer analysierte Batesons Gesamtwerk. Am Schluss seiner Studie schildert er bezüglich dessen Lebens- und Denkwegen einen bezeichnenden wie aufschlussreichen Eindruck:

33 John Tresch sah in Batesons »failure to claim an identifiable disciplinary identity«, einen Grund, warum dessen Schriften zu oft unbeachtet blieben. Tresch, John: *Heredity is an Open System*. Gregory Bateson as Descendant and Ancestor, in: *Anthropology Today*, Vol. 14, No. 6 (Dec. 1998), S. 3-6, hier S. 6.

34 Vgl. Bateson an Caroline Beatrice Bateson, 29. Januar 1937, Mead Papers, O1/1. Bateson schätze seine Chancen allerdings als schlecht ein und vermutete, dass John Henry Hutton ausgewählt würde – womit er Recht behalten sollte.

35 Lutterer: Auf den Spuren ökologischen Bewusstseins, S. 321.

36 Vgl. ebd., S. 320.

Was mich bei Bateson immer wieder aufs Neue erstaunt, ist die Mischung aus innerer *Konsequenz* und äußerer *Kontingenz*, die seinen Lebensweg ausmacht. Zunächst beobachtet er einen Stamm früherer Kopfpäger, dann betreibt er Filmanalyse und formuliert parallel hierzu eine Lerntheorie. Zur Kommunikationstheorie kommt er durch die Vermittlung eines Bekannten, zur Double-bind-Theorie durch widrige Finanzierungsverhältnisse seines Forschungsprojekts sowie dem Veröffentlichungsdruck durch seine Mitarbeiter. Sich aber danach ausgerechnet der Kommunikation von Tintenfischen zuzuwenden und ein knappes Jahrzehnt Verhaltensforschung bei Tieren zu betreiben, liegt gewiß nicht innerhalb einer zielsicheren Entwicklung. Kaum weniger bizarr ist auch der Schluss dieser Reihe: Seinem Interesse an ökologischen Fragestellungen wird man ja sicher gerne nachfolgen können – gerade aus heutiger Sicht –, aber eine ›kybernetische Erkenntnistheorie‹ und am Ende gar – wie um dem Ganzen die Krone aufzusetzen – der Einbezug von Fragestellungen, die gewöhnlich der Religion vorbehalten bleiben, wird wohl nur noch zu Kopfschütteln führen können. Gerade auch hinsichtlich der Religion: Welcher religiöse Mensch wird sich einen (halben) Witz über einen Gott *Öko* gefallen lassen? Für welchen Wissenschaftler wird ein derartiges Projekt etwas anderes sein als schlichtweg Häresie?³⁷

Diesem Erstaunen folgt eine Bilanz von Batesons Denken. Dessen Interesse habe Zeit seines Lebens Phänomenen innerhalb der belebten Welt gegolten, insbesondere der Kommunikation und der sich darin offenbarenden Paradoxien und Pathologien. In dem Befassen mit Kommunikation in einem weiten Sinne sieht Lutterer das Leitmotiv in Batesons Denken – Bateson also als ein souveräner, über die Zwänge der Realität erhabener Intellektueller? Ja und nein. Sein umherschweifendes (Akademiker-)Leben ging mit familiären Entbehrungen, ständigen finanziellen Schwierigkeiten und psychischen Krisen einher. Es waren erst seine späten Arbeiten und seine Zeit in Kalifornien, die ihn selbst bekannt gemacht haben. Insbesondere die Publikation von »Steps to an Ecology of Mind« führte zu einer Reihe Einladungen und vermehrtem öffentlichen Interesse an Bateson. Während seiner Ehe mit Mead befand er sich diesbezüglich eher in ihrem Windschatten. Und er ließ auch keine Ambitionen erkennen, Mead öffentlich noch sonst wie zu übertrumpfen, sie sahen sich nicht als Konkurrenten. Ihre unterschiedlichen Stile und Zugänge

37 Ebd. S. 306.

zur Öffentlichkeit hatten auch mit ihrem nach dem Zweiten Weltkrieg fundamental divergierenden Wissenschaftsverständnis zu tun. Während Mead durchgehend eine Verantwortung der Sozialwissenschaften sah, die Gesellschaft zum Besseren zu gestalten, war Bateson nach dem Krieg diesbezüglich zutiefst skeptisch und lehnte solche Interventionen grundlegend ab.³⁸ Im Gegensatz zu Mead adressierte Bateson auch nicht öffentlich konkrete gesellschaftliche Probleme, sondern blieb auf einer größeren Abstraktionsebene. Er befasste sich bspw. zwar ganz konkret mit Alkoholismus, in erster Linie allerdings aus seinem Interesse für pathogene Kommunikationsstrukturen.³⁹ Seine Sprache blieb dementsprechend theoretisch und philosophisch geprägt. Erst für sein letztes eigenständig verfasstes und 1979 kurz vor seinem Tod erschienenes Werk »Mind and Nature. A Necessary Unity« setzte er bewusst eine »verständliche« Sprache ein.⁴⁰ Bateson hatte offenbar keine Ambitionen, seine Schriften unbedingt allgemeinverständlich zu gestalten. Ihn umgab auch deshalb eine mysteriöse Aura, er schien etwas Wichtiges zu sagen zu haben, er klang bedeutungsvoll. Ein idealer Sound für die New-Age-Bewegung.⁴¹ Mead hingegen äußerte sich zu so vielen Themen, dass sie entsprechend vielfältig in Anspruch genommen werden konnte und als eine viel

38 Vgl. Bateson, Mary Catherine: *Willing to Learn. Passages of Personal Discovery*, Hanover 2004, S. 44-55.

39 Vgl. Bateson, Gregory: *Cybernetics of the »Self«: A Theory of Alcoholism* [1971], in: ders.: *Steps to an Ecology of Mind*, S. 315-344.

40 Vgl. Bateson, Gregory: *Mind and Nature. A Necessary Unity*, New York 1979. Seine Tochter bezeichnete es als »the most readable of Gregory's books. Because it was not written for a particular professional community, it avoids arcane references and unfamiliar vocabulary«. Bateson, Mary Catherine: Foreword, in: Bateson, G.: *Steps to an Ecology of Mind*, S. vii-xv, hier S. x.

41 Bateson galt zwar als Kultfigur der New-Age-Bewegung, bewahrte aber immer eine skeptische Distanz und verwehrte sich gegen Vereinnahmungen. Das Kalifornien der späten 1960er Jahre bildete das Sammelbecken dieser Bewegung. Er sei aber nur teilweise mit den Zielen der Bewegung konform gegangen, so Lutterer. Bateson lebte zwischen 1978 und 1980 im Esalen-Institut, in Bur Sur in Kalifornien, einem Zentrum der esoterisch orientierten Gegenkultur. Seine letzten Tage verbrachte Bateson im Zen Center in San Francisco. Lutterer macht für Batesons Leben innerhalb der Gegenkultur ein doppeltes Motiv aus. Einerseits habe er im Alter von über 70 Jahren über keinerlei gesichertes Einkommen verfügt und entsprechende Geldprobleme gehabt, andererseits habe er zwar die esoterische Wirklichkeitspraxis nicht mitgetragen, diese aber dem orthodoxen Wissenschaftsverständnis des regulären akademischen Betriebes vorgezogen. Vgl. Lutterer: *Gregory Bateson – Eine Einführung in sein Denken*, S. 93f.

breitere Projektionsfläche funktionierte. Und sie verstand es, die Massenmedien zu nutzen.⁴² Dieses Ungleichgewicht der biografischen und allgemeinen Aufmerksamkeit zwischen Mead und Bateson war und ist Konjunkturen unterworfen und es ließe sich noch mehr dazu sagen. – Aber: Der Grund für dieses Ungleichgewicht hat auch mit ihrer unterschiedlichen Lebenshaltung zu tun und damit auch mit ihrem unterschiedlichen Verständnis von Auto/Biografie. Und das hat sich maßgeblich auf das historische Fundament dieser Arbeit ausgewirkt: die Quellen.

2.2 Ein auto/biografisches Leben – beobachten, dokumentieren, archivieren

Meads spezifisches auto/biografisches Bewusstsein spiegelt sich in dem wider, was hier in Anlehnung an den amerikanischen Historiker Carl Plutsch ein auto/biografisches Leben genannt wird. Plutsch entwickelte den Begriff *autobiographical life* im Zuge seiner Auseinandersetzung mit dem jungen Friedrich Nietzsche. Dieser habe, so Plutsch, nicht nur ein Leben in Erwartung eines Biografen geführt, sondern eine bestimmte Form von Biografie imaginiert. Vor dem Hintergrund des Geniediskurses im 19. Jahrhundert hätte Nietzsche – seine Idole Schopenhauer, Wagner und Goethe im Hinterkopf – versucht, sich autobiografisch als Genie zu inszenieren. Das Motiv bzw. die Wissensfigur Genie fungierte als eine doppelte Formatierung: Nietzsche hatte angenommen, dass sie bestimmend für auto/biografische Beschreibungen seiner eigenen Person sein würde (und sollte). Dies wiederum hätte auf seine Lebensführung und auto/biografische Inszenierung in dem Sinne zurückgewirkt, dass er versucht hätte, eben diesen Erwartungen zu entsprechen – Genie also als autobiografische und biografische Richtschnur. Und »Genie« hätte nicht nur Originalität, sondern mindestens Einzigartigkeit im jeweiligen Feld vorgeschrieben – in Nietzsches Fall also Philosophie –, ein nicht geringer Anspruch.⁴³ Plutsch pointierte seine Überlegungen zum *autobiographical life* folgendermaßen:

42 Vgl. Lutkehaus: Margaret Mead, insbesondere Kap. 8.

43 Zum Zusammenhang von Genieforschung und Biografik vgl. Köhne, Julia Barbara: Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptionen, Wien/Köln/Weimar 2014. Die Biografik habe nicht nur ein Komplement der Genieforschung gebildet und umgekehrt, beide waren »parasitär ineinander verschlungen«, ebd., S. 109; vgl. auch Unseld, Melanie: Biographie und Musikgeschichte. Wand-